

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die vier Hasen



Gott zum Gruß!

Den Gruß an seine Leser schreibt der Bletter, wenn der Frühling ins Land gekommen ist, wenn man wieder voll froher Hoffnung der Zukunft entgegenzieht. In dieser schönen Zeit, wo die Natur sich verjüngt, wo alles grünt und blüht und die kleinen Säger in Wald und Feld ihr Lied erschallen lassen, vergißt sich manches Unge- mach, das uns der Winter gebracht.

Das sprossende Grün der Felder und Wiesen erinnert uns alljährlich daran, wie die Allmacht Gottes aufs neue für uns sorgt.

Aber der Mensch muß auch seine Schuldigkeit tun, er muß sich regen und wehren, und mit dem, was er erschafft, häusälterisch umgehen, daß er auch in den Zeiten der Not etwas hat.

„Spar in der Zeit, so hast du in der Not!“ ist ein altes Sprichwort. Gar manche wollen aber heutzutage vom Sparen nicht mehr viel wissen und meinen, es sei doch nicht der Mühe wert; wenn

man im Tag auch ein paar Pfennige sparen könne, damit sieh sich doch nichts anfangen. Ja, wenn man einmal so und so viel Tausend in der Lot- terie gewinnen könnte, dann — ja dann!? — Aber der Schick will halt nicht kommen.

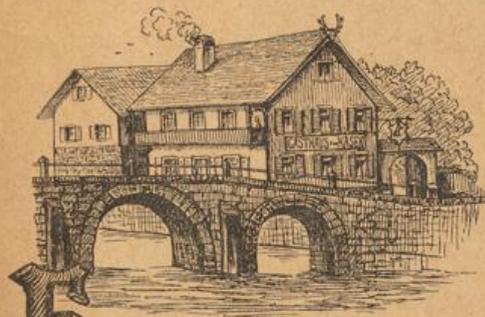
Lauf in Dorf und Stadt die Straßen auf und ab und frage nach einem, der durch die Lotterie zu etwas gekommen ist, du wirst Tage und Wochen suchen können und keinen finden. Frage aber den ersten besten, wie er zu seinem Hause oder Häus- chen gekommen ist, zu dem Garten, dem Ader und der Wiese; er wird dir sagen, ich habe mir etwas erspart und das diente zur Anzahlung, den Rest hoffe ich im Verlauf der Zeit abzuführen.

Der Bletter zählt viele zu seinen Freunden, die es so gemacht haben, und weiß auch, daß sie sich gut dabei befinden und stets in froher Hoffnung dem neuen Jahre entgegensehen. Wollt ihr andere es nicht auch einmal probieren? Es wäre schon der Mühe wert, und daß es noch keiner bereut hat, dürft ihr glauben. Der Beginn eines neuen Jah- res ist zu guten Vorsätzen eine geeignete Zeit.

■ ■ ■

Die vier Hasen.

Von Chr. Schömperlen.



Etwas draußen vor der Stadt an der Landstraße, wo die Brücke über den Neckar führt, steht ein stattliches Wirtshaus. Es halten da nicht nur die Fuhrleute gerne an, son- dern auch die Stadtleute trinken gern ihre Schop- pen in dem seit vielen Jahren beliebten Wirtsh- haus, das den Schild führt: „Zum Hasen“.

Der Wirt, welcher hier schaltet und waltet, ist einer vom alten Schlag. Er setzt seinen Stolz darein, in seinem Keller einen ordentlichen Vorrat guten und reinen Wein zu haben. Den Sommer hindurch notiert er sich genau die sonnigen, war-

men Tage, denn er weiß, wie viel deren notwendig sind zum Gedeihen eines guten Tropfens. Wenn die nötige Zahl erreicht ist und der September die dicken Morgenebel bringt und mittags die alten Weiber sich sonnen können, dann geht der Hasen- wirt schmunzelnd auf die Sparkasse und sagt zum Kassierer: „So bis Mitte Oktober könnt Ihr Euch einrichten, daß ich mein Guthaben so nach und nach holen kann.“

Der Hasenwirt sorgt nämlich immer dafür, daß er im Herbst einen ordentlichen Brocken auf der Sparkasse sitzen hat.

Wenn der Sommer aber kalt und regnerisch ist und die Schwalben schon vor Maria Geburt fort- ziehen, da läßt der Hasenwirt sein Geld ruhig auf der Sparkasse liegen, denn „Suremis“, wie man den Wein von solchen Jahrgängen im badischen Oberland heißt, will er keinen im Keller haben, er ist ihm nicht einmal als Gesindewein gut genug, lieber sollten die Leute einen guten Apfelmö- st trinken.

Und wie der Hasenwirt seinen Weinkeller in gutem Stand hält, so sorgt die Frau Wirtin da- für, daß die Gäste einen guten Braten, und was sonst noch dazu gehört, aufgetischt bekommen. Ja,

es war nicht nur in der Stadt, sondern in der ganzen Umgegend bekannt, daß man im „Hasen“ etwas Gutes zu essen bekommt, die Portionen für einen ordentlichen Appetit berechnet und der Preis nicht zu teuer. „Man muß den Leuten für ihr Geld auch etwas geben,“ pflegte die Frau Wirtin zu sagen; „gut, genug und billig.“

Die „Aufwartung“ überwachte das Rätcherle, die Tochter des Hauses. Ob einer im Arbeitsittel kam und „geschwind ein Biertele zu zwanzig“ verlangte, er wurde gerade so willkommen geheißten, wie der im feinen Rock, welcher das Biertele zu dreißig Pfennig trank. Für solche war dann der Tisch gedeckt oder man schickte sie ins Nebenzimmer, wo ein runder Tisch und auch ein Kanapee stand. Es fand jeder Gast, ob Gering oder Bornehm, im „Hasen“ sein passendes Plätzchen.

Eine weitere wichtige Person in einem gut geführten Wirtshause ist der Johann, der Hausknecht. Auf den muß ein Verlaß sein, wenn man seine Pferde einstellen will; und der Johann im „Hasen“ war ein Hausknecht aus dem F. Kein Wunder, ist er doch im Hause aufgewachsen.

Kaum sechs Jahre alt, verlor er seinen Vater. Nun mußte die Mutter allein für den Unterhalt sorgen; sie wurde Waschfrau und kam häufig in den „Hasen“. Da sie eine brave und fleißige Frau war, durfte sie auch ihren Kleinen, den Jörgle, immer mitbringen, wenn sie im „Hasen“ im Taglohn war. Für das Essen, welches der Kleine bekam, tat er allerlei Handreichungen und zeigte sich willig und anständig. Nach des Tages Arbeit ging die Mutter mit ihrem Jörgle heim in ihr Stübchen.

Eines Abends, als die beiden wieder im „Hasen“ den Tag zugebracht hatten, sagte die Wirtin, die Anna, zu ihrem Mann: „Was meinst, Fritz, wenn wir täten den Jörgle und seine Mutter ganz zu uns nehmen. Zu schaffen hätt' ich für die Frau alle Tag und sie könnt' mir manches abnehmen. Den Jörgle aber haben alle gern und man kann ihn auch gut brauchen.“ Der Wirt befaß sich eine Weile, dann sagte er: „Könnt nicht übel sein. Die Arbeit wird immer mehr und Platz haben wir auch.“

Als am andern Tag die Wirtin der Frau Hurlig, wie sie hieß, den Vorschlag machte, war diese damit einverstanden und siedelte also mit ihrem Jörgle in den „Hasen“ über; sie bekam im Hinterhaus die große Stube zum Bewohnen.

Der Jörgle bekam nun, wenn er aus der Schule kam und seine Hausaufgaben gemacht hatte, seine regelmäßige Beschäftigung; er mußte die Messer putzen, später half er noch beim Schuhputzen. Diese Arbeiten verrichtete er pünktlich und mit gutem Willen. Als er aus der Schule entlassen wurde, kam er in die Obhut des Hausknechtes, der ihn lernte, mit den Pferden umzugehen und wie man die Herrschaften, die mit ihren Equipagen kamen, zu bewillkommen und zu verabschieden hat. Der Jörgle betrachtete den Hausknecht mit großem Respekt, wenn er sah und hörte, wie der Herr Baron von Pfirsich oder der Herr Forstmeister so freundlich mit ihm taten, weil er ihre Gänse so proper aus dem Stall zum Anschirren brachte. Jörgles einziger Wunsch war, auch einmal Hausknecht zu werden.

Als er zu den Soldaten kam, wurde er zur Reiterei genommen. Sein Lehrmeister, der Johann, war ihm zu einem Sparpfennig für diese Zeit behilflich gewesen. Von jedem Trinkgeld, das er bekam, tat er

in ein besonderes Beutelein für den Jörgle einen kleinen Teil. Als zehn Mark beisammen waren, legte er es auf der Sparkasse für ihn an, so daß er beim Einrücken zum Militär über vierhundert Mark beisammen hatte.

Der Jörgle aber hat diesen Sparpfennig nicht gebraucht. Bald nachdem er einexerziert war, kam er als Bursche zum Herrn Rittmeister und bald war er wegen seiner Anstelligkeit in der Familie beliebt. Als seine Dienstzeit zu Ende ging, wollte ihn der Herr Rittmeister behalten und stellte ihm in Aussicht, daß er eine Zivilversorgung bekäme. Die Köchin sprach ihm auch zu, daß er bleiben solle und meinte, die beste Zivilversorgung für ihn wäre, wenn er sie heiratete und sie irgendein Geschäft miteinander anfangen würden.

Es wäre am End auch etwas aus der Sache geworden, aber da kam eines Tages der Hasenwirt, brachte dem Jörgle einen schönen Gruß von seiner



Die „Aufwartung“ überwachte das Rätcherle, die Tochter des Hauses.

Mutter und wie sie sich freute, daß er bald heim komme. „Ja, aber was machen?“ fragte der Jörgle. „Kannst Hausknecht im „Hafen“ werden; der Johann will sich sonst versorgen und sagt, am besten wär's, wenn der Jörgle an seinen Platz käme,“ meinte der Hafenvirt. Da lachte der Jörgle mit dem ganzen Gesicht, und aus war's mit der Köchin und der Zivilverforgung; Hausknecht im „Hafen“, das war sein Ideal von Jugend auf. Und so nahm er nun den wichtigen Posten ein.

Die Fuhrleute, sowie auch die Herrschaften, die im „Hafen“ einfuhrten, sagten: Der junge Hans oder Johann — diesen Namen führte Jörgle nunmehr — kann's noch besser als sein Lehrmeister. Beim Militär und namentlich vom Herrn Rittmeister hatte er Schneidigkeit und größte Affektuosität gelernt und dem Kammerkätzchen, das heißt der Kammerjungfer der Frau Rittmeister, hatte der Johann das Scharvenzeln abgeguckt.

So war also im Gasthaus „Zum Hafen“ alles in bester Ordnung und jedermann glaubte, daß der „Hase“ für alle Zeit das erste und best besuchte Wirtshaus im Städtchen sei und auch bleiben werde.

Nur einer machte hiervon eine Ausnahme und dies war ein Metzgermeister, genannt der Hanskarle. Jahraus, jahrein lieferte er in den „Hafen“ das Fleisch und bekam alle Monat den recht ansehnlichen Betrag blank ausbezahlt. Anstatt daß nun der Hanskarle seine Freude an dieser guten Kundschaft gehabt hätte, so nidelte es ihn, daß der Hafenvirt ein reicher Mann geworden und jederzeit so flott auszahlen konnte. So eine Wirtschaft, meinte er, wäre doch noch besser als eine Metzgerei, eigentlich könnte man beide Geschäfte miteinander betreiben.

Dieser Gedanke ließ dem Hanskarle keine Ruhe mehr und er grubelte Tag und Nacht darüber nach, wie sich die Sache machen ließe.

Da starb sein nächster Nachbar, und wie er als Leidtragender mit andern vor dem Hause stand, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, da schaute er wie von ungefähr an dem Hause hinauf. Plötzlich kam ihm der Gedanke: „Wenn dieses Haus noch mir gehörte, so könnte ich da eine Wirtschaft einrichten.“ Auf dem ganzen Wege nach dem Friedhof machte er Pläne. Die beiden

Häuser waren zusammengebaut, man durfte nur durchbrechen und ein paar Wände herausreißen, dann gäbe es ein famoseres Wirtschaftslokal und was alles dazu gehört. Als der Herr Pfarrer am Grabe „Amen“ sagte, schmünzelte der Hanskarle vergnügt über den eben ausgedachten Bauplan.

Als der Metzgermeister nach Hause kam, teilte er seiner Frau, der Fanny, mit, was er auf dem Gang nach dem Friedhof ausgeheckt hatte. Diese wollte aber nichts davon wissen und sagte: „Wir haben Arbeit genug und auch unser Auskommen, warum sollen wir uns noch mehr aufladen? Und dann würden wir auch unsern besten Kunden, den Hafenvirt, verlieren.“ — „Dies kommt alles doppelt und dreifach wieder herein, laß du mich nur machen!“ entgegnete Hanskarle. Er wollte gleich zu der Nachbarin gehen und ihr ein Gebot machen, aber die Fanny hatte mehr Zartgefühl und sagte: „Nur stach, morgen ist auch noch ein Tag!“

Als acht Tage um waren, wurde schon der Hanskauf protokolliert, und es wußte bereits die ganze Stadt von dem Plan des Hanskarle. Die Bauerei und die Einrichtung waren bald in Ordnung. Nun handelte es sich darum, welchen Namen die neue Wirtschaft erhalten solle.

Aber der Hanskarle war auch damit bald im reinen; er gab ihr den Namen: „Zum jungen Hase n“.

Als der Hafenvirt dies erfuhr, sagte er zu seiner Frau: „Jetzt ist's Zeit, daß wir uns um einen andern Metzger umsehen. Wegen der Wirtschaftseröffnung allein hätte ich dem Hanskarle die Kundschaft nicht entzogen, aber da er nun auch den gleichen Schild führt wie wir, so ist es klar, daß er uns gern Kundschaft wegnehmen möchte und dazu wollen wir ihm durch den Verdienst und Verkehr bei uns nicht auch noch behilflich sein.“

So ganz einerlei war's dem Hanskarle doch nicht, aber er sah ein, daß dies so kommen mußte. Zu einer anderen Benennung seiner Wirtschaft wollte er sich nicht entschließen, denn er sagte sich: „Wo ein Hase fett geworden ist, da können auch ihrer zwei das Futter finden.“

Die Eröffnung des „jungen Hases“ fand mit Musik und einem Abendessen statt. Es waren alle Geschäftsleute dabei, die am Bau und der Einrichtung beteiligt waren, dazu die Vettertschaft und



Hausknecht im „Hafen“, das war sein Ideal von Jugend auf.

die Nachbarn. Nur eine Mark kostete das Essen und eine Mark der Liter Wein. Die Musik bezahlte der neue Wirt. Aufgetragen wurde, daß die Tische schier brachen, auch war alles gut, besonders der Wein. Es wurden verschiedene Reden gehalten, ein noch etwas grün aussehender Redner schloß seine Rede mit den Worten: „Und so wird der junge Hase in seinem Siegeslauf den alten bald überholt haben. Ein Hurra-Hoch dem jungen Hasen.“ Dazu machte die Musik zinnra hummra.

Der Hanskarle hatte sich das Programm gestellt, daß er im ersten Jahr an der Wirtschaft nichts verdienen wolle, um sich rasch eine zahlreiche Kundschaft zu verschaffen. Den Wein gab er billiger als die andern Wirtschaften, dabei ebenso gut. Bei Fleisch und Wurst gab er die Portionen um die Hälfte stärker als seine Kollegen.

Dies wurde bald in der Stadt und auch auswärts bekannt und verschaffte dem „jungen Hasen“ einen starken Zulauf. Die Preise waren möglichst gleichmäßig und abgerundet, beim Wein 25 Pfennig und beim Essen 50 Pfennig. Ein Mittag- oder Abendessen mit zwei Viertel Wein kostete eine Mark, so lautete der Preis im allgemeinen. Wollte ein Gast vormittags ein sogenanntes Gabelbrühstück und fragte die Kellnerin, was es gebe, so hieß es: e Leberle, e Schmurrele, e Wädle oder was Gefalzenes mit einem Viertel für fünfzig Pfennig.

Die liebste Beschäftigung des Hanskarle war das Geldeinnehmen, wenn er so mit der Hand über den Tisch streichen und ein Markstück in die untergehaltene Hand schieben konnte. Wenn er in der Wirtschaft auf und abging oder mit einem Gaste sprach, hatte er stets die Hand in der Hosentasche und klimperte mit seinen Märklein. Einmal ist er aber mit seinem Markeinstreichen übel angekommen. Kam da jeden Vormittag Punkt elf Uhr ein Stammgast zum Frühshoppen und trank regelmäßig zwei Viertel Wein zu fünfzig Pfennig. Eines Tages brachte er einen Fremden mit, und

die beiden verhandelten so eifrig miteinander, daß sie das Trinken fast ganz vergaßen. Nach alter Gewohnheit legte der Stammgast eine Mark neben sich auf den Tisch. Es dauerte nicht lange, da erschien der Hanskarle und sein geübter Blick sah schon von weitem das Markstück. Aha, dachte er, der Herr Töpfert — so hieß nämlich der Stammgast — will seine zwei Viertel zahlen! Bums strich er das Geldstück vom Tisch weg und legte dafür einen Fünzfinger hin. Darauf ging er an einen andern Tisch, um weiteres einzusaden; der Herr Töpfert hatte im Eifer des Gespräches den Vorgang nicht bemerkt.

Bald darauf erschien die Wirtin, die Frau Fanny, um die Gäste zu begrüßen. Auch sie war sehr für das runde Metall in Weiß und Gelb eingenommen, daher entging ihren Blicken auch der Fünzfinger nicht, der neben Herrn Töpfert lag. Aha, dachte auch Fanny, er will seine zwei Viertel zahlen, und flugs nahm sie das Geld in ihre Tasche — und der Herr Töpfert merkte es wieder nicht, denn er hatte gar Wichtiges mit dem andern zu verhandeln. Bald darauf schlägt die große Schwarzwalduhr zwölf, worauf der Herr Töpfert eiligst sein Glas austrank und nach der Tür ging. Die Kellnerin aber eilte ihm nach und sagte: „Erlöse, Herr Töpfert, aber Sie haben vergessen, das Viertel zu bezahlen.“ Der Gast besinnt sich, geht an seinen Platz zurück und sucht auf dem Tisch. „Ja, wer hat denn meine Mark da weggenommen?“ ruft er und klopft dazu mit dem Stod auf den Tisch. „Ich hab nix weggenommen!“ sagt die Kellnerin. Der Herr Töpfert begehrt nun ernstlich auf und verlangt den Wirt, da er ganz bestimmt eine Mark auf den Tisch hingelegt habe. Der Wirt kam und sagte, daß er die Mark genommen und einen Fünzfinger dafür hingelegt habe. Da aber auch der Fünzfinger nicht mehr da war, so gab es Krambil, bis die Wirtin herein kam und das Geldstück wieder auf den Tisch legte. „Fünfundiebzig Pfennig bekomme ich heraus!“ schrie



„Dies kommt alles doppelt und dreifach wieder herein, laß Du mich nur machen“, entgegnete der Hanskarle.

WBL

Töpfert, „und ein andermal, Hanstarke, laßt Ihr meine Mart liegen.“ Unter den Gästen entstand ein allgemeines Halloh und von da an bekam der Hanstarke noch den Beinamen „der Markenhammer“.

Dem „jungen Hasen“ tat dieser Vorgang keinen Abtrag, im Gegenteile, es kam mancher, nur um den Hanstarke zu uzen, was dieser aber nicht schwer nahm. Die Leute aber sagten: „Man sieht, es können doch zwei Hasen existieren.“

Nach Jahr und Tag war's, da kam in das Städtchen ein junger Mann aus der Fremde heim. Fünf Jahre war er draußen gewesen, in der Schweiz, Frankreich, Bayern, Oesterreich, ja bis nach Ungarn war er hinunter gekommen auf seiner Wanderschaft. Vor einiger Zeit hatte er heimgeschrieben, daß er jetzt noch nach Konstantinopel wolle, aber sein Vater hatte ihm dann umgehend geschrieben, daß er nicht noch weiter fort, sondern nach Hause kommen solle, um das väterliche Geschäft zu übernehmen. Als gehorsamer Sohn trat daher der junge Mann die Heimreise an. Er hatte sich in den fünf Jahren zu einem hübschen Mann herausgewachsen und einen Schnauzer hatte er sich wachsen lassen, gerade wie die ungarischen Mausfallenhändler.



Die Eltern hatten eine große Freude an dem Heimgekehrten, der alsbald seinem Vater im Geschäft tüchtig an die Hand ging. Der Vater war der erste Bäckermeister in der Stadt, man nannte ihn nur den Beckemichel. Viele nannten ihn auch den Pitbeckemichel, aber diesen Namen durfte man dem Bäckermeister nicht ins Gesicht sagen, sonst wurde er grob und dies verstand er auf eine Art, daß man ihm nicht einmal böß werden konnte, denn er war im Hinausgeben ein Original. Die Bezeichnung „Pit“ hatte er einem seiner Lehrlingen zu verdanken. Dieser hatte ein paarmal das Feuere des Backofens nicht recht besorgt, weil er eingeschlafen war; nachdem Ermahnungen nichts fruchteten, bekam er vom Meister höchst eigenhändig eine

Tracht Prügel. Aus Rache hierfür gab nun der

Junge einem Kameraden, der in einer anderen Bäckerei lernte, ein Geschäftsgeheimnis seines Meisters zum besten. Beim Abwiegen des Teiges nahm der Meister immer noch ein Stückchen weg, nachdem das Gewicht richtig war, er nannte dies wegpiken und meinte, beim einzelnen Laib Brot mache dies wenig aus, aber ihm jeden Tag beinahe einen halben Laib, und im Jahr über hundert Laibe. Deshalb durfte kein ungepikter Laib in den Backofen.

Der Lehrling, dem dies mitgeteilt wurde, erzählte es dem Gesellen, der Gesell dem Meister und der Meister der Meisterrin. Diese, die Meisterrin, besorgte in der Frühe den Verkauf des Kaffees brotes und dabei gab es hier und da Gelegenheit, die Geschichte vom „Piken“ zu erzählen. So kam die Sache unter die Leute und erhielt der Beckemichel seinen Vornamen „Pit“. Das Geschäft wurde ihm dadurch etwas entleidet und nachdem er sah, daß sein Sohn dasselbe auch gut besorgte, machte er ihm den Vorschlag, daß er sich ganz davon zurückziehen wolle. Und so geschah es. Der Michel junior nahm sich ein Weib und wurde Meister.

Den alten Bäckersleuten tat die Ruhe recht gut. Der alte Michel hatte seine Nachtruhe und die Frau brauchte nicht mehr vor Tag aufzustehen, um Beckle zu verkaufen. Eine Zeit lang ging das so, dann aber bekam der Michel einen Umstand, bei dem er öfter das Maul wagenweit aufsperrte, auch wollte ihm das Essen nicht mehr recht schmecken.

„Weib,“ sagte er eines Tages, „ich muß was treiben, sonst bringt mich die Langeweile um.“ — „Hab's schon lang gemerkt,“ sagte seine Frau, die Justine, „aber sag mir nur, was?“ — „Wir wollen ein kleines Bierwirtschäftle anfangen; du warstest auf und ich hab mit den Gästen meine Unterhaltung,“ meinte der Michel. — „Was deine Unterhaltung anbelangt, da hab ich nichts dagegen,“ meinte die Justine, „aber für das Aufwarten kannst dir eine andere suchen.“

Trotz der bestimmten Erklärung seiner Justine ließ der Michel doch nicht von seinem Plan. Eine Stube, die sie eigentlich nicht brauchten, ließ sich leicht zu einer Wirtsstube einrichten, im Sommer könnten die Gäste auch hinten hinaus in den Garten sitzen und in den Garten konnte man auch eine Kegelbahn machen, und die Kegelbahn könnte man auch überbauen und heizbar machen für den Winter. Famos! So was war noch gar nicht im Städtchen, eine geheizte Kegelbahn! Das gäbe eine gesunde Bewegung für ihn und andere Leute, so meinte der Michel. Aber die Aufwartung?

Wie er so über diesen Punkt nachgrübelte, kam der Briefträger und brachte einen Brief, adressiert an die Frau Justine. Da der Michel und seine Justine keine Geheimnisse vor einander hatten, so durfte er den Brief auch aufmachen; er war von einer Schwester seiner Frau und die war Witwe. Sie schrieb, daß sie alle gesund seien, sie und ihre vier Mädchen, aber daß es ihr manchmal doch recht schwer falle, so allein für die Kinder sorgen zu müssen, ein guter Rat wäre ihr oft vomnöten. So auch jetzt wieder. Die älteste ihrer Töchter hätte so weit ihr Auskommen durch die Näherei, nun sei aber die zweite aus der Schule gekommen, die Gretel; die sollte von der älteren Schwester angelehrt werden für ihre Beihilfe, denn sie sände Arbeit gerade genug. Aber die Gretel hätte kein Sigleder, so im Haus rumhantieren, das wäre ihr das liebste, aber die Haushaltung besorge sie, die Mutter, mit den zwei jüngeren Mädchen, somit wüßte sie jetzt nicht recht, was mit der Gretel anfangen, wenn sie dieselbe nur in einem rechten Haus unterbringen könnte.

Der Michel gab den Brief seiner Frau und sagte nichts dazu. Als die beiden abends beisammen saßen, fragte die Frau ihren Mann, ob er den Brief gelesen habe. Der Michel sagte „Ja“, aber weiter nichts. Nach einer Weile fuhr die Frau fort: „Ich tät meiner Schwester die Sorg' gern abnehmen, wenn ich nur ein Plätzle wüßt' für das Mädchen; wenn wir nur Arbeit für sie hätten, so könnten wir sie zu uns nehmen.“

„Um,“ sagte der Michel und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte, „wenn du die Gretel gern zu dir nähm'st, müßt' man halt schauen, daß man Arbeit für sie hat.“ So gab ein Wort das andere, bis schließlich die Frau sagte: „Wie wär's denn mit dem Bierwirtschäftle, könnt da nicht die Gretel aufwarten?“

Das eben wollte der Michel haben, aber er fürchtete, daß, wenn er den Vorschlag machte, dann seine Frau nicht wollte. Also wurde die Sache geplant und anderen Tags schrieb die Justine ihrer Schwester, so und so könnte man die Sache machen. Die

Mutter war mit dem Plan einverstanden. Der Michel ging zum Schreiner und zum Stuhlmacher und bestellte die nötigen Möbel und im Glasladen kaufte er hundert Schoppengläser.

Als die Einricht, die Lische und Stühle fertig waren und die Gretel ihren Einzug gehalten, sagte der Michel: „So, jetzt kann's losgehen!“ Aber an was er noch nicht gedacht, dies fiel der Frau ein, nämlich, daß die Wirttschaft doch auch einen Namen haben müsse. „Wir lassen einfach ans Haus schreiben: „Bierwirttschaft,“ sagte der Michel. — „Dies ist mir nicht gut genug,“ sagte die Frau; „'s ist nur schad, daß wir schon zwei „Häsen“ haben, der Name würde mir am besten gefallen.“ — „Wo zwei sind, kann auch noch ein dritter sein,“ meinte der Michel. Nach längerem Hin- und Herreden kamen sie überein, ihrer Wirttschaft den Namen zu geben: „Z u m j ü n g s t e n H a s e n.“

So geschah es. Als der Maler mit großen Buchstaben den „jüngsten Hasen“ ans Haus pinselte, blieben die Leute stehen und schüttelten verwundert die Köpfe. Der Michel aber stand am Fenster hinter dem Vorhänge und sagte sich: „Das haben wir gut gemacht, der Schild macht Aufsehen.“

Am darauffolgenden Sonntag Punkt elf Uhr vormittags begann der jüngste Hase seinen Lebenslauf. Das Bier war ausgezeichnet und jeder Gast erhielt ein Stück Zwiebeltuchen gratis. Der junge Michel hatte zwanzig Kuchen gebaden zur Eröffnungsfeier, und wie fein schmeckten diese! Einen solch feinen Zwiebeltuchen hatte man im Städtchen zuvor nicht gegessen, so war die allgemeine Meinung der Gäste. Es wurde beschlossen, den seitherigen Namen des Wirtes „Bilbedomichel“ in „Hase-michel“ umzutauschen, wie man auch seinen Vorgänger, den „Hanstarle“, in „Hasentarle“ umgetauft hatte.

Bis ein Uhr blieben die meisten der Gäste sitzen und versprochen beim Weggehen, morgen Montag Vormittag wieder zu kommen. Der Hasemichel hatte bekannt gegeben, daß es bei ihm dreimal in der Woche Zwiebeltuchen gebe und zwar Sonntag, Montag und Donnerstag, immer so gut wie heute und zu ganz billigem Preise.

Montag Vormittag kamen die Gäste vom Sonntag auch wirklich wieder und noch andere dazu. Die Gretel war stül in der Aufwartung und hüpfte von einem Tisch zum andern wie ein junges Reh, und der Michel erzählte den Gästen schlechte Witze. Bald hatte sich eine Stammgesellschaft gebildet, welche jeden Tag zum Frühschoppen kam; das Präsidium führte der Schneider Medele, dann waren noch die fidelsten der Schreiner Holzer und der Schlosser Bart. Die beiden letzteren kamen immer im Arbeitschurz und mit Handwerkszeug, als

ob's im „jüngsten Hasen“ immer was zu schaffen gäbe. Von den Dreien wollte jeder das vornehmste Handwerk haben und der größte Künstler sein. Wenn es in der Frühmesse besonders lustig herging, produzierten sich die Drei in ihren Künsten; der Schreiner zeigte, wie man mit drei Schlägen an den Hobel das Hobeisen richtig stellen kann. Der Schlosser machte mit einem gebogenen Draht jedes Schloß auf, auch Bergerschloßer wolte er aufmachen; leider waren aber keine da. Den Hauptspaß aber führte immer der Schneider Medele auf, er sprang mit gleichen Füßen so auf den Tisch, daß er mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen kam, so, wie die Schneider bei der Arbeit auf der Butil hoden.

Der Medele war auch ein Dichter. Am Montag nach der Wirtschaftseröffnung trug er ein Gedicht vor, das den Titel führte: „Lobgesang auf den Zwiebelkuchen“. Jeder Vers endete mit der Strophe: „Und diesen Zwiebelkuchen, den müßt ihr auch versuchen“; und am Schluß hieß es noch: „Noch leb' der Michel und sein Zwiebelkuchen.“ Das Gedicht fand allgemeinen Beifall und die Gäste meinten, man müsse dafür sorgen, daß es auch in weiteren Kreisen bekannt werde; es müsse unbedingt im „Amts- und Intelligenzblatt“ veröffentlicht werden und der Drucker werde froh sein, wenn man ihm so was Gediegenes bringe und nicht einmal ein Honorar verlange. Also ging der Poet schnurstracks in die Druderei und übergab das Manuskript; er meinte, das Gedicht würde sich gut für die Rubrik „Gemeinnütziges“ eignen.

Der Drucker des Amts- und Intelligenzblattes hatte aber kein Verständnis für Poesie und meinte, das „Ding“ könne nur unter die Anzeigen aufgenommen werden — die Zeile für zehn Pfennig. Um ihr Versprechen dem Hasenmichel gegenüber zu halten und um sich nicht zu blamieren, legten die Stammgäste wohl oder übel den Betrag zusammen

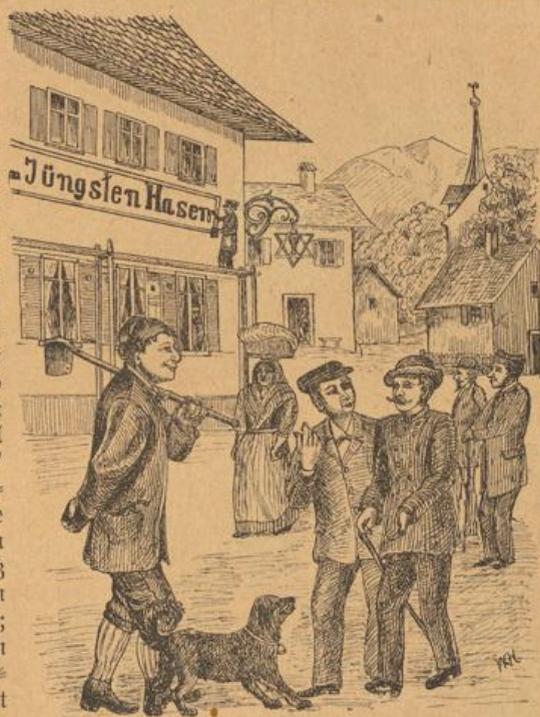
und übersandten ihn dem Drucker des Blattes mit der Bemerkung, daß ihm der Dichter niemals mehr einen Beitrag für sein Blatt liefern werde.

Da der Besuch im „jüngsten Hasen“ gute Fortschritte machte, so ging der Michel nun auch an die Erbauung der Kegelbahn. Unter dem großen Birnbaum hatte er bereits einige Tische und Bänke anbringen lassen. An schönen Tagen saßen die Gäste im Freien und ließen es sich wohl schmecken im kühlen Schatten des Baumes. Ein Hauptvergnügen aber gab es, als die Kegelbahn eröffnet wurde; das sei eine gesunde Bewegung, meinte der Michel, und statt ihre Kunststücke zum besten zu geben,

kegelten nun in der Frühmesse die Stammgäste. So nach und nach stellten sich auch abends andere Liebhaber des Kegelspiels ein, ja die Herren vom Amt hatten sogar einen besonderen Kegelabend in der Woche für sich ausgemacht. So vornehme Kundschaft hatte der Michel gar nicht erwartet. „Der „jüngste Hase“ ist der vornehmste von allen, so was gibt's weit und breit nicht,“ sagte der Michel zu seiner Frau. Der Hasenmichel war im siebenten Himmel.

Ungefähr zwei Jahre mögen es gewesen sein, nachdem der „jüngste Hase“ das Licht der Welt erblickt hatte, da beschäftigte die Väter der Stadt ein großartiger Gedanke. Der Kollege Findig hatte in der letzten Stadtratssitzung

einen Antrag gestellt, dahingehend: Die Stadtverwaltung solle mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln das Ziel verfolgen, die Schönheiten der Stadt, ihre „wirtschaftlichen Vorzüge“, die gesunde Lage durch das Vorhandensein von Wäldern, Feldern und Wiesen, die Badegelegenheit in den klaren Fluten des Neckars und noch vieles andere im In- und Auslande bekannt zu geben und Erholungsbedürftige zum Besuche einzuladen. Auch sei darauf hinzuweisen, daß solche, welche sich von Amt und Würden oder von ihren Geschäften zurückziehen wollen, ein angenehmes Heim in dem



Die Leute blieben stehen und schüttelten verwundert die Köpfe.

Städtchen finden. Die Einwohnerschaft, insbesondere die staatlichen und städtischen Behörden würden den verehrten Gästen und Zugüglern in jeder Weise entgegenkommen. — So lautete der Antrag des Herrn Findig, den er mit folgendem kurz und bündig begründete: Verehrte Herren Kollegen! Seit mehreren Jahren kommen in den Sommermonaten einige Familien und auch einzelne Gäste in unsere Stadt, um sich zu erholen. Dieselben haben sich stets lobend über ihren Aufenthalt hier ausgesprochen. Es ist dies ein Fingerzeig für uns, wie und auf welche Weise unsere liebe Vaterstadt sich vergrößern und weiter ausdehnen könnte. Wir könnten dadurch an Ansehen im Lande gewinnen und unsere Einnahmen vermehren. In den letzten Jahren haben sich unsere „wirtschaftlichen Verhältnisse“ vermehrt und verbessert. Meine Herren Kollegen! Sorgen wir als die berufenen Väter der Stadt, daß sich auch die Einwohnerzahl vermehrt und daß wir Leute hierher ziehen, welche Geld, viel Geld haben, auf daß Handel und Verkehr sich mehre und bessere. Ich habe gesprochen! —

Nach jotaner Rede herrschte lautlose Stille im Saal ringsum. Als dann aber entstand ein Gemurmel, das lauter und lauter wurde und sich verstärkte durch Klopfen auf den Tisch, bis der Vorsitzende durch die Glocke zur Ruhe mahnte. Als dann ergriff dieser das Wort, dankte dem Vordrner für seinen zeitgemäßen Vorschlag, dem er mit Sympathie beitrete. Auch er habe sich schon längere Zeit mit der Frage beschäftigt, wie und wodurch die Einnahmequellen der Stadt vermehrt werden können und wie der Wohlstand der Einwohner sich steigern ließe. Er erhebe den Antrag des Herrn Findig zur Diskussion.

Mit dem „Geld und Leute in die Stadt zu bringen“ waren alle einverstanden, aber über das „wie machen“ gingen die Meinungen so auseinander, daß beschlossen wurde, in acht Tagen eine besondere Sitzung abzuhalten über diese Angelegenheit; in dieser Zeit könne sich auch die Einwohnerschaft und die Presse mit dieser so wichtigen Frage beschäftigen. Dies geschah auch in reichem Maße, so daß die Väter der Stadt bei ihrer nächsten Sitzung Material genug hatten. Besonders wurde betont, daß ein größeres Hotel entstehen sollte, zur Aufnahme von Sommergästen und man kam überein, den Besitzer des alten „Hasen“ hierzu zu veranlassen, da er ein tüchtiger Wirt und kapitalkräftiger Mann sei. Das Neuanlegen von Fußpfaden, Erstellen von Bänken und schattigen Plätzen werde alsdann die Stadt besorgen. Schließlich ginge es auch mit einem Anbau an den alten „Hasen“.

Hoffnungsfreudig gingen die Rats Herren nach Hause; der Herr Bürgermeister aber begab sich

zum Hasenwirt und suchte ihn zu bestimmen für die Vergrößerung seines Hauses. Der Hasenwirt war aber nicht so zuversichtlich und eifertig wie die Herren vom Räte meinten und sagte nur zu, sich die Sache zu überlegen. Die Wirtin wollte von dem Plan auch nicht viel wissen. Nach längerem Ueberlegen holte der Hasenwirt die Meinung eines Kollegen ein, der ein sogenanntes Kurhotel besaß.

Dieser hatte manche Bedenken, die Zeit sei im Sommer oft kurz und die Ansprüche der Gäste würden immer größer. Er hätte mitunter recht nette Leute, die gern wieder kommen, aber es gebe auch solche, denen man nicht genug geben und nichts recht machen könne, die wenig zahlen und zweimal in der Woche Forellen haben wollen. „Wenn dann ein solcher Gast in der Woche nicht wenigstens ein halbes Kilo an seinem Gewicht zunimmt, so sagt er ganz vornehm: Die Verpflegung läßt zu wünschen übrig.“ So berichtete der Kollege und sagte zum Schluß: „Wenn ich dir zum Guten raten soll, so sage ich: Laß die Finger davon!“

Und diesem Rat folgte auch der Hasenwirt.

Nun war bei den Rats Herren der Stadt guter Rat teuer. Nach langem Hin und Her wurde beschlossen, daß die Stadt selbst ein Hotel bauen und an einen tüchtigen Wirt verpachten soll. Ein in der Nähe auf seinem Schloß wohnender Baron sagte seine Unterstützung durch einen ansehnlichen Geldbetrag zu.

Also entstand in der Stadt ein neues Gasthaus, Hotel genannt. Dieser einfache Name, Gasthof oder Hotel, genügte den Vätern der Stadt aber nicht, es sollte ein ganz besonderer Name dafür gefunden werden. Nachdem vielerlei Vorschläge gemacht wurden, ohne allgemeine Anerkennung zu finden, war es wiederum der Herr Rat Findig, der den Ausschlag gab.

„Unser Gasthof soll heißen: Zu den drei Hasen“, so rief er mit lauter Stimme und begründete dies damit, daß die Hasenwirtschaften in der Stadt sich sämtlich eines guten Rufes erfreuen, sowohl in der Nähe als auch in größerer Entfernung. Auf diesen Vorschlag entstand allgemeines Gelächter. Da würde ja unsere Stadt wimmeln von „Hasen“, hieß es; hat man auch je einen Wirtschilde „Zu den drei Hasen“ gesehen?

„Gerade deshalb wollen wir einen solchen haben“, entgegnete Herr Findig. „Gibt es doch Wirtshäuser „Zu den drei Aehren“, „Drei Lilien“, „Drei Könige“ usw., warum soll es nicht auch eines „Zu den drei Hasen“ geben?“ — „Nicht übel!“ meinte der Herr Bürgermeister; „der Hase ist in jedem Wirtshaus ein Liebling der Gäste und ich stimme dem Antrag des Herrn Findig bei.“ Nach

und nach kamen auch die andern zu dieser Ansicht und so erhielt das städtische Hotel den Namen: „Zu den drei Hasen“.

Ein Pächter wurde auch gefunden und ihm zur Bedingung gemacht, daß er bei billigen Preisen gute Speisen und Getränke liefern solle, damit das Haus in guten Ruf käme. Dies befolgte der Wirt auch, aber nach zwei Jahren ging er weg, weil ihm nach Bezahlung des Pachtens nichts übrig blieb. Im hohen Rat hieß es: Der hat's nicht recht verstanden. -- Nun kam ein Pächter, der in einem Badeort Oberzellener war und auch mehrere Jahre ein eigenes Hotel hatte.

Speise- und Weintarten druden; auf der Speisekarte stand oben „Mennü“ und die Speisen bezeichnete er mit französischen Namen, auch brachte er einen Kellner mit, der hatte Sonntag und Werktag einen Frack an; obichon er noch ganz jung war, wurde er „Herr Ober“ genannt. Das gefiel den Einwohnern, wenn auch die Preise höher und die Portionen kleiner ausfielen, so kamen die Geschäftsleute doch, denn der Pächter wußte jedem etwas zu bestellen.

Auch verstand derselbe, von auswärtigen Gästen zu bekommen, und zwar für längere Zeit. Im Sommer bis in den Herbst hinein war das Hotel besetzt von Kurgästen, die der Pächter durch Anzeigen in verschiedenen Zeitungen herbeigelockt hatte. Denen, die acht Tage und länger blieben, machte er Ausnahmepreise. Die Metzger und Bäcker, die Gemüse-, Butter- und Eierlieferanten hatten ihre helle Freude an den Lieferungen, die sie Tag für Tag machen durften. Am Ende eines Monats gab es dann auch eine Abschlagszahlung, zum völligen Abrechnen hatte der Pächter keine Zeit, da er sich ja so viel um seine Gäste und deren Unterhalt zu bemühen hatte; dies leuchtete den Geschäftsleuten auch ein und sie machten sich noch eine Ehre daraus, dem Wirt Kredit geben zu können.

Bei Eintritt des Winters wurde es stiller in den „drei Hasen“, aber über Weihnachten und Neujahr gab es noch einen Haupttrummel. Der Hotelier hatte nämlich einen Sohn, der als Einjähriger bei den Husaren diente; dieser kam für Weihnachten und Neujahr in Urlaub heim. Aber er kam nicht allein; er brachte zwei Kameraden mit, Prachtskerle wie er selber. Der eine war der Sohn eines Rittergutsbesizers in Ostpreußen, der andere ein Fabrikantensohn aus dem Rheinland.

Das war ein Leben und Aufsehen, als die drei Husaren durchs Städtchen stolzierten und erst am Weihnachtsfest in der Kirche! So was war noch nicht da; die Leute, besonders die Mädchen, konnten sich kaum satt sehen. Ja, ja, der Dreihasenwirt versteht's, hieß es allgemein.

Nun wurde beschloßen, am Neujahrstag einen Bürgerball abzuhalten zu Ehren der drei Husaren. Diese machten ihre Besuche in den Familien, besonders da, wo hübsche Töchter waren, und bei den Lieferanten des Hotels, denn mit dem Ball sollte auch ein Festessen verbunden sein.

Und sie kamen alle, mit Frau und Tochter, die Metzger, Bäcker, Kaufleute; auch die Beamten fehlten nicht.

Die Husaren tanzten, schwadronierten und hosierten, daß es eine Freude war. Und dann beim Festessen, da flogen



Das städtische Hotel erhielt den Namen „Zu den drei Hasen“.

und knallten die Pfropfen von den Champagnerflaschen bis zur Saaldecke hinauf. Der Hotelier hatte hundert Flaschen von diesem kostbaren Getränk kommen lassen. Die Husaren ließen die ersten Pfropfen knallen und wohl oder übel folgten die anderen Gäste nach. Der Rittergutsbesizersohn hielt eine Rede und versprach, daß im nächsten Sommer die „Herren Eltern“ in diesem Hotel Wohnung nehmen würden. Der aus dem Rheinland, der Fabrikantensohn, gab das gleiche Versprechen und brachte ein Hoch aus auf die Damen dieser Stadt. Bis zum Morgen währte der Ball und bei der letzten Flasche Sekt, wie man

den Champagner auch nennt, machte der Stadtrat Fündig den Vorschlag, man solle den Namen des Hotels umtauschen in „Dreihusarenhotel“, auch solle man statt des fremden Namens „Champagner“ diesen künftig „Husarenwein“ heißen. Der Hotelier hatte in dieser Nacht eine gute Einnahme, aber eine ziemliche Anzahl der Husarenweine hatten die Husaren getrunken, welche nichts bezahlten, denn sie waren ja vom Sohne des Wirtes als frei und Besuchsgäste eingeladen.

Nach Neujahr stellte der Metzgermeister, der ein Hauptlieferant des Hotels war, sein Soll und Haben über den Konto des Wirtes fest und es stellte sich heraus, daß er eine ganz bedeutende Summe zu gut habe. Nun ging er am Dreikönigstage mit der Abrechnung dahin, in der Hoffnung, daß er durch die Einnahmen vom Bürgerball wenigstens zu einem Teil seines Guthabens kommen könnte. Da hieß es aber „schätzen kann fehlen“. Da saßen schon ein Kollege, zwei Bäcker und verschiedene andere, die nicht besonders vergnügt dreinschauten. Als er auf dem Büro die Rechnung vorlegte, bekam er nur eine winzige Abschlagszahlung; er wurde auf den Sommer vertröstet, wo die reichen Eltern der Husaren kämen und noch viele andere reiche Leute. Der Pächter ließe Empfehlungen in auswärtige Zeitungen setzen; diese kosteten viel Geld und müssen im voraus bezahlt werden. Diese seine Bemühungen kämen der ganzen Stadt zu gute und da dürfe er wohl auch auf Rücksicht und Unterstützung rechnen. Denselben Trost erhielten alle, die mit ihren Rechnungen kamen.

Der Sommer kam, aber wer nicht kam, das waren die so sehnlich erwarteten Gäste mit den großen Geldsäcken. Es war heiß und trocken in diesem Sommer und da brachten die Reichen ihre Zeit lieber auf dem Schwarzwald und an der Nordsee zu. Die aber kamen, wollten billig leben wie das Jahr vorher und dabei blieb nicht viel übrig zum Abzahlen. Von den Geschäftsleuten verschwiegen aber jeder, ob und wie hoch sein Guthaben sei, denn jeder hoffte der einzige zu sein.

Wie manchmal kleine Ursachen große Wirkungen haben, so geschah es auch hier. Und das kam so: An einem Sonntag Abend im Spätherbst kam der Schuhmachermeister Knieriem in das Hotel „zu den drei Haken“. „Kellner“, rief er, „einen Schoppen Marktgräfler und was Feins zum Nachtessen mücht ich haben, was gibts da?“ — „Gi“, erwiderte dieser, „da ist die Speisefarte.“ Der Meister studierte, verstand aber nichts davon, weil alles französisch benannt war. „Sagt mir's auf deutsch, statt dem Kauderwelsch, was ist da das

beste?“ sagte er zu dem „Herrn Ober“, denn so wollte das junge Herrlein genannt sein. „Nehmen Sie „Pomfrit und Böß a la mod“, erwiderte dieser spöttlich lächelnd. Also bestellte der Meister das Vorgeschlagene und freute sich auf etwas recht Feines. Der Marktgräfler mundete vortrefflich und er rutschte hinunter, gerade so, wie es im Nebelgedicht heißt: „Lauft er it wie Bomöl i.“ Bevor noch das Essen kam, klopfte der Meister nach dem zweiten Schoppen. Er hatte auch Ursache genug, frohen Mutes zu sein, denn seine Frau hatte ihn heute mit dem sechsten Buben beschenkt. Manch einer hätte da eher den Kopf hängen lassen, nicht so der Schuhmachermeister Knieriem. Als der dritte Junge erschien, verlängerte er den Schaft seines Aushängestiefels um zehn Zentimeter und bei den folgenden setzte er jeweils immer die gleiche Zahl zu. Beim fünften Stammhalter dehnte er sein Geschäft, das immer flott ging, noch weiter aus, indem er einen Laden einrichtete und einen Schuhhandel betrieb. Er bezog aus einer Fabrik fertige Schuhe und Stiefel und sah darauf, nur gute Ware zu bekommen. Er hielt es nicht, wie jene Vermägenzerin, die auf dem Jahrmarkt Schuhe feil hatte und einem Käufer, der ein Paar Pantoffeln gekauft hatte und wieder brachte, weil die Sohlen nicht wasserdicht waren, zur Antwort gab: „Ja, die Schuh san net for zu trache, die san nor for zu verkaufe.“

Neben dem Handwerk brachte der Handel ein schönes Stück Geld ein, so zwei bis drei Mark waren da schneller verdient und leichter als beim Schuhmachen oder Ausbessern.

Beim zweiten Schoppen machte der Meister Pläne für die Zukunft.

Wenn seine Frau übers Jahr ihn nochmals mit einem Jungen erfreuen würde, mit dem siebenten, dann — so hörte er schon öfter sagen —, ja dann würde der Landesfürst Patenstelle übernehmen; so etwas war noch nie da im Städtchen und eine Seltenheit im ganzen Lande und sein Name käme dann in alle Zeitungen. Der gute Meister stellte sich die Sache so vor, als ob der Landesvater in höchst-eigener Person ins Städtchen käme, um seinen siebenten Jungen über die Taufe zu halten. An den Aushängestiefel ließ er dann einen großen silbernen Sporn machen. Selbstverständlich würde er dann auch den Titel „Hoffschuhmachermeister“ bekommen.

Wie er beim Hoffschuhmachermeister in seinen Plänen angelangt ist, stellt ihm der Kellner das bestellte Essen vor mit den Worten: „Hier Böß a la mod und Pomfrit.“ Noch einen tüchtigen Schluck und dann wurde Messer und Gabel in Tätigkeit gesetzt. Aber das Messer wollte den Braten nicht

recht schneiden, mit Mühe brachte der Meister einige Stücke weg und fing an zu tauen, auch vom andern nahm er und versuchte es, doch brach es ihm schier die Zähne ab, so hart war es. „Das soll was Feines sein?“ rief er dem Kellner zu, als er mit vieler Mühe die ersten Brocken hinunter gewürgt hatte. „Es ist zähes Rindfleisch und gedörrte Grumbierle.“ Als dieser spöttisch lachte, wurde der Meister wild und rief: „Geh zum Henter mit deiner Büffelwott' und bei'm Hummtrich, brauchst mich noch anzulachen, du Grünschnabel, zahl mir erst die Schnabelschuh, wo ich dir vor einem halben Jahr gemacht hab!“ Nun war Feuer im Dach. Der Junge ging weg, um den Wirt zu holen, auch sprach er vom Hausknecht. Wer aber nicht kam, war der Wirt, und Hausknecht war keiner da.

An einem andern Tisch saß ein Herr, der hatte die Geschichte mit angehört, der setzte sich jetzt zu dem Meister und sagte: „Ihr habt ganz recht; bin vorhin auch reingefallen mit dem Fraß.“ Nun gab ein Wort das andere. Der Betreffende war ein Weinreisender und erfuhr nun von dem Meister, daß nicht allein der Kellner ihm schuldig sei, sondern daß auch der Wirt bei ihm in der Kreide stehe.

Anderntags besuchte der Weinreisende seine Privatkundschaft in der Stadt und wußte bei dem und jenem, Metzger, Bäcker uhw. herauszuloden, daß der Hotelier von den „drei Hasen“ mit seinen Zahlungen im Rückstand sei. Er selbst konnte das Guthaben seines Geschäftes nicht erhalten. Nun wurde dem Wirt von dieser Seite eine kurze Frist gestellt und da Zahlung nicht erfolgte, ein Zahlbefehl gegen ihn losgelassen. In der nächsten Stadtratsitzung kam auch diese Sache zur Sprache und es stellte sich heraus, daß auch der lektverfallene Pacht an die Stadt nicht bezahlt wurde. Nun war kein Halt mehr, jeder suchte zu seinem Geld zu kommen. Der Metzger hatte über fünftausend Mark zu fordern, bei den Bäckern stieg die Schuld insgesamt auf nahezu zweitausend; die Lieferanten von Butter, Eier, Gemüse uhw. hatten mehr oder weniger zu gut. Der Pächter entschuldigte seine Zahlungsunfähigkeit damit, daß ihn sein Einjähriger, der Husar, über fünfzehntausend Mark gekostet habe.

Nun gab's einen großen Krach, bei dem aber blutwenig für die Gläubiger heraus kam; sie mußten ihr leichtfertiges Kreditgeben schwer büßen. Der Pächter verließ mit Kind und Kegel schleunigst die Stadt; ihn und den flotten Husaren sah man niemals wieder. Die Stadt suchte nun das Hotel anderweitig zu verpachten, aber es kam kein Liebhaber. Ein ganzes Jahr war das Haus geschlo-

sen. Endlich erbot sich ein auswärtiger Zigarrenfabrikant, das Anwesen um billigen Preis zu mieten, um eine Filiale darin zu errichten. Wohl oder übel sagten die Väter der Stadt zu. So endete das Hotel „Zu den drei Hasen“, dem lockere Vögel vorher schon den Spitznamen „Zum Dachhasen“ gegeben haben. Die Stadt besaß also jetzt nur noch drei „Hasen“-Wirtshäuser.

Und das ist noch zu viel und zu langweilig, meinten manche.

Wieder ging ein Jahr dahin, da fiel es dem Besitzer des „jüngsten Hasen“, dem Hasenmichel, auf, daß der Sohn vom Junghasewirt, dem Hanstarle, so oft bei ihm einkehrte. Er meinte, der will nur spionieren und uns unsere Gäste abspannen. Zu seiner Frau sagte er: „Dem will ich das Wiederkommen schon vertreiben.“ Die Frau Justine hatte aber bald herausgefunden, daß dieser Gast nicht wegen des Trinkens kam, sondern der Gretel zulieb, drum sagte sie zu ihrem Mann: „Laß du den nur ungeschoren, der hat nichts Schlechtes im Sinn.“ Und wirklich, nach einiger Zeit kam eines Vormittags, da sonst noch keine Gäste zu kommen pflegten, der Vater des jungen Mannes, der Hanstarle, in den „jüngsten Hasen“. Er ließ eine Flasche Extraguten kommen und lud den Kollegen Michel zum Mittrinken ein. Dabei erzählte er, daß er sich jetzt so viel verdient habe, daß er sich zur Ruhe setzen könne, er wolle das Geschäft seinem Sohn übergeben. Dann sei aber nötig, daß dieser eine tüchtige Frau bekomme. Nach weiteren Reden kam auch die Frau dazu und nachdem sie Bescheid getan, sagte der Karle: „Wie wär's mit der Gretel?“ Nun ging dem Michel ein Licht auf und seine Frau lachte ihn tüchtig aus.

Also wurden der junge Hasenkarle und die Gretel ein Paar. Der „jüngste Hase“ aber stellte seine Tätigkeit ein. Die Regelsbahn ging so wie so nimmer, da eine Brauerei eine solche noch viel schöner eingerichtet hatte und ohne die Gretel war's auch mit der Wirtschaft nimmer viel. Der Michel und seine Frau zogen sich zum zweiten und letzten Mal vom Geschäft zurück. Der Sohn aber hatte die Bäckerei ausgedehnt zu einer Feinbäckerei, das Wirtshaus richtete er zu einem Laden ein. Den Titel des Vaters „Bedemichel“ getrauten ihm die Leute nicht mehr zu geben; da aber im Städtchen jeder einen Uebertamen haben mußte, so nannte man ihn den „Gutfelebed“.

Als Haupt-Gasthaus behauptet der erste und eigentliche „Hase“ das Feld. Aber auch der „junge Hase“ ist ein Wirtshaus, wo man gern einkehrt.